

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 92 (1966)
Heft: 12

Rubrik: Ghaue oder gschoche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

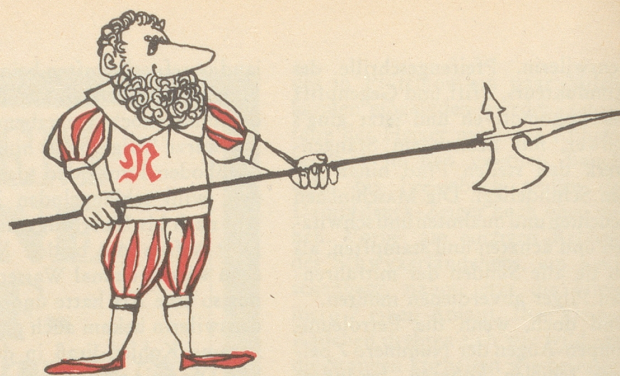
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erst wühlen — dann wählen?

Dieser edle, wenn auch fragwürdige Grundsatz ist jahreszeitbedingt wie andere Uebel, die die Menschheit trotz allem Fortschritt noch nicht losgeworden ist: die Grippe, der Pfnüsel, der Heuschnupfen, die Viehseuche ... Immer im frühen Frühling, vor den Wahlen, sehen sich die Allergischen unwillkürlich zum Wühlen gezwungen. Das Perfide an dieser Allergie ist, daß sich nicht etwa eine Resistenz oder gar Immunität einstellt mit der Zeit — im Gegenteil: Das Wühlfieber als Vorläufer des Wahlfiebers wird umso schlimmer, je öfter es schon in den allergischen Köpfen ausgebrochen ist.

Das erste Symptom ist eine Bewusstseinsstörung, die bis zur vorübergehenden Auslöschung der Persönlichkeit gehen kann. Der Kranke glaubt auf einmal, seinen bürgerlichen Namen verloren zu haben und spricht von sich selber im Pluralis Majestatis als «zahlreiche Einwohner», «besorgte Bürger», «aufrechte Wähler», «viele Freunde einer senkrechten Demokratie», «denkende Steuerzahler» oder so ähnlich. Was der Patient über der von Dementia zeugenden Unterschrift produziert, sind dann eben die Produkte seiner grübulativen Forschung: Daß der Gemeinderatskandidat A. im Jahre 1946 an die Bezahlung seiner letzten Steuerrate zweimal gemahnt werden mußte; daß der vorgeschlagene Gemeindeammann B. vor achteinhalb Jahren für den verschwenderischen Ausbau der Turnhalle (3 Barren statt nur 2!) eingetreten und somit als schlechter Gemeindehaushalter charakterisiert sei; daß Kandidat C. einen Untermieter habe, der sehr weit links stehe, ja sogar schon mit Kommunisten gesprochen habe, daß C. mit seinem Untermieter gut auskomme und somit antidemokratischer Gesinnung dringendst verdächtig sei; daß die Frau des vorgeschlagenen D. schon gesehen worden sei, wie sie auf den Migroswagen gewartet habe; daß der Sohn des E. Empfänger eines Stipendiums sei, ob- schon dessen Vater sich alle zwei

Jahre einen neuen Velosolex zu leisten imstande sei; daß F. ... , daß G. ... , daß ... , daß Z. ...

Ist auch das Alphabet mit Z zu Ende, der Produktion der Vergangenheits- und Privatsphäre-Grübler ist in Wahlzeiten kein Ende abzusehen.

Wie wär's, wenn man einem solchen Wühler einmal mit gleicher Münze heimzahlte und etwa feststellte: Wü. galt schon unter seinen Schulkameraden als blöder Stänkerer, der in keiner Knabengruppe längere Zeit geduldet wurde. Er fühlte sich (mit einigem Recht) als minderwertig, und dieses Gefühl wuchs sich zum Komplex aus, als er von verschiedenen hübschen und netten Mädchen einen Korb bekam. Er importierte hierauf ein herrschsüchtiges Weib aus den Ausschußbeständen der Be-

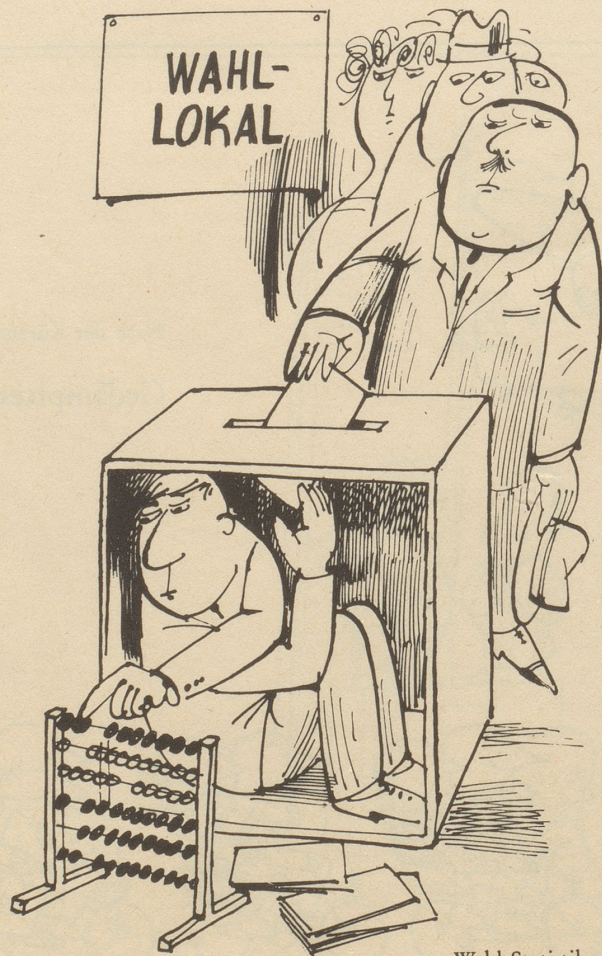
zirksmetropolis, deren letzte Zuflucht vor dem Ledigbleiben er war. Es ging ihm so, wie Gottfried Keller das vom Herrn Stadthexenmeister Pineiß so schön berichtet: «Seine Gattin hatte sich sogleich in den Besitz aller seiner Geheimnisse gesetzt und beherrschte ihn vollständig. Es war ihm nicht die geringste Freiheit und Erholung gestattet, er mußte hexen vom Morgen bis zum Abend, was das Zeug halten wollte.»

Einzig das Wort «hexen» müßte man gegen ein gleichwertiges austauschen, etwa «Giftmischen» oder «stänkern» — dann stimmt's genau. Wie würde der Herr Wühler aufjaulen, wenn man über ihn so offen referieren würde? — Er würde Himmel und Erde zu Zeugen der Ungerechtigkeit anrufen, daß Unbefugte in seiner Vergangenheit und

Gegenwart gegrübelt haben — und würde doch mit Sehnsucht auf den nächsten Wahlfrühling warten, der für ihn die einzige Periode bedeutet, in der er eine gewisse, wenn auch anonyme Rolle spielen kann. — Der Arme!
Pique

Sowjetbank — noch nicht soweit!

Die Russen sollten nicht zu früh rubilieren — leicht scheint es für sie nicht zu sein, durch ein eigenes Finanzinstitut am helvetischen Bankgeheimnis teilzuhaben. Drei Gründe, sagt man, sprechen gegen die Eröffnung einer Sowjetbank in der Schweiz: 1. Der Fremdarbeiterbeschuß des Bundesrates vom Februar vergangenen Jahres. 2. Die Weigerung der Russen, in ihrem Land für eine Schweizer Bank Gegenrecht zu halten. 3. Die Gefahr ideologischer Propaganda. Alle Gründe scheinen einzuleuchten — wenn man darüber aber längere Zeit nachdenkt, kann man sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren. Wer's nicht glaubt, möge zum Beispiel einmal das Genfer Telefonbuch unter der Rubrik «Banques» durchlesen und sich dann — Genf ist immer eine Reise wert — in diese Stadt begeben und die ausländischen Banken zählen, die seit dem Fremdarbeiter-Beschluß eröffnet wurden. (Fremdarbeiter könnte man in solchen Instituten höchstens die schweizerischen Verwaltungsräte nennen, weil ihnen das Bankfach so fremd ist. Allerdings auch die Arbeit.) Die Banken schießen in Genf derart aus dem Boden, und zwar immer gleich ins Zentrum, daß die Stadt sich gezwungen sah, Neueröffnungen von Cafés zu subventionieren! Vor lauter Banken gab es eine Zeitlang keine Bank mehr, darauf man sich setzen und Kaffee schlürfen konnte. Jetzt hat es gebessert, und daß manchmal die Cafés wiederum besagten ausländischen Banken zu gehören scheinen, ist der beste Beweis dafür, daß die Stadt ihr Wort gehalten und die Subventionen wirklich verteilt hat ...



Was nun das Gegenrecht betrifft – ich weiß nicht, ob die Eidgenossen in Ryad, Beirut, Tel Aviv oder Ankara so mir nichts dir nichts eine Bank auf den Sand bauen dürften, sofern sie Lust hätten dazu ...

Und der dritte Grund, den man ins Feld führte? Eine solche Bank in der Schweiz, die vom russischen Staat betrieben wird (welche Bank wird nachgerade *nicht* von einem Staat betrieben?), könnte uns vielleicht ideologisch schaden? Mag sein. Auf jeden Fall, wenn sie braven, fleißigen und unbescholtenen Schweizer Arbeitern und Angestellten eine Hypothek verweigern und sie dadurch in die Unmöglichkeit versetzen würde, ein kleines Zipfelchen des noch nicht an ausländische Nichtarbeitskräfte verschachtelten Bodens für die eigene Familie zu kaufen und zu bebauen: Das könnte aus diesen braven, fleißigen und soliden Arbeitskräften schweizerischer Nationalität nach und nach fuchsteufelswilde Kommunisten machen. Aber – brauchen wir zu einer solchen Entwicklung in der Schweiz eine sowjetrussische Bank?
Bobby Bums

Schafft doch das Schaffen ab!

Die Viertagearbeitswöchner, denen die Fünftagewoche ein Dorn im Auge oder die Schiele in der Hand ist, wittern Morgenluft. Langsam aber sicher findet ihre Parole Anklang: «Schafft doch das Schaffen ab!» Schon fällt da und dort der Freitag als voller Arbeitstag aus den Rängen. Der Freitagnachmittag gilt bei den Arbeitsvorsichtigen als Vorbereitung auf die anschließenden zwei Freitage. Nach dem Freitag zwei Freitage! Was vor Einführung der Fünftagewoche am Samstagmittag angetreten wurde, wird nun am Freitagmittag schon erreicht: Uebergang in Form von Müßiggang zum arbeitsfreien Wochenende.

Wenn das so weiter geht ... Man sagt, Kinder und Narren sagten die Wahrheit. Hoffentlich nicht

immer. Denn in einer Fasnachtszeitung las ich folgende Narrenansprache:

Wir Zeitgenossen sind wohl fest entschlossen:

Die freie Zeit wird rücksichtslos genossen.

Doch drückt die Zeit, die so genossen, schwer,

Drum zum Verdauen neue Freizeit her!

Das ist's, wonach der Zeitgenosse schreit:

Zu seinem Zeitvertreib braucht er mehr Zeit.

Auch braucht er für die Zeit, die übrig bleibt,

Mehr Geld, damit er schneller sie vertreibt.

Der Narr, dessen zeitgemäßem Heldengedicht man eine zwingende Logik nicht absprechen kann, stellt deshalb die Forderung an Gewerkschaften und Arbeitgeber:

Gibt nicht nur Freizeit uns, gebt uns auch Holz!

Dann können wir nach Schluß der Arbeitszeiten

Getrost auf Steckenpferden heimwärts reiten.

Auch einen Hammer gebt dem «Arbeits-Mann,

Damit er seine Zeit totschiessen kann!

Sind das nur Fasnachtsverse und Narrensprüche? Daß es an Holz für Steckenpferde nicht fehlt, beweist mir folgendes Inserat in einem Stellenanzeiger: «Es stehen kostenlos unsere Reitpferde und eventuell Reitlehrer für Anfänger und Fortgeschrittene in der eigenen Reitbahn oder zum Ausritt in unsere schöne Waldlandschaft zur Verfügung.» Und fast noch origineller angelt das Angebot eines Polizeipräsidenten: «Jeder Beamte meines Dienstbereichs, der einen 26 bis 36 Jahre alten Bewerber für den Polizeidienst wirbt, erhält einen Tag dienstfrei, wenn sich der Bewerber der Prüfungskommission stellt.» Ein geschickter Werber von Bewerbern kann sich so zusätzliche Ferien verschaffen ...

Aber schafft doch das Schaffen ab! Arbeit ist uns etwas Fremdes. Ueberlassen wir es den Fremdarbeitern! Und wenn die dann arbeiten und schaffen und dabei pfeifen und singen und glücklicher und zufriedener sind als wir, dann ziehen wir gegen die Fremdarbeiter

vom Leder und schimpfen über die Ueberfremdung der Schweiz! Denn schließlich müssen wir uns doch mit etwas – beschäftigen.

Philipp Pfefferkorn

Wer Ohren hat, der höre!

Durch eine Radiosendung vernahmen wir, wie viele James Bändchen in unserem Land das Recht entweder schon besitzen oder erhalten können, unsere Telefonleitungen anzuzapfen und die Gespräche abzuhören. Nun haben wir Schweizer zwar in unsere Behörden das allergrößte Vertrauen und wissen, daß sie unsere Ferngespräche nur in den äußersten Notfällen bespitzeln, beispielsweise wenn zu erwarten ist, daß ein Mordverdächtiger seine Untaten der «Blick»-Redaktion telefonisch durchgibt oder wenn ein Landesverräter die chinesische Botschaft in Bern per Draht über die Maße und den Schnitt der neuen Schweizer Soldatenuniform orientiert.

Dennoch ist es sehr unangenehm, bei jedem Telefongespräch schlattern zu müssen: «Jetzt weiß die Abhörsekretärin des Bezirksrichters im fünften Kreis, daß meine Gastritis noch nicht geheilt ist (Gastritis hat der Mensch? Nervös? Nervöse Menschen können Unheil anrichten, wir wollen uns den Herrn

gelegentlich näher ansehen!). Jetzt weiß die Büroordnanz vom Dienst bei der Heerespolizei, daß ich einem Freund geklagt habe, der letzte Ergänzungskurs in der Landwehr widere mich an! Jetzt weiß der vom Bundesrat zum Ablauschen ermächtigte fünfte Sekretär des «Alleinsattmachenden Verbandes für den Vertrieb margengesunder Lebensmittel» (AVVM), daß ich meine Knoblauchzehen fürs Fondue bei einer Genossenschaft zu bestellen pflege!»

Wir sollten in Zukunft am Telefon die allergrößte Vorsicht walten lassen und uns knapp ausdrücken, selbst auf die Gefahr hin, daß die PTT-Fehlrechnung noch größer wird. Mit andern Worten: Wir müssen uns in der berühmten Schweizer Art der Rede und Gegende weiter ausbilden und so weit kommen, daß kein anderer Mensch auf der Welt als der Gesprächspartner versteht, was wir sagen wollen. Hier ist ein kurzes Beispiel: A: «Aehhm, hesch...?» B: «Mhm.» A: «Isch äch...?» B: «Ieu!» A: «Hett er nid...?» B: «Chabis.» A: «Und du?» B: «Gängno!» A: «Äbenäbe...» B: «Auwä!» A: «Ausotschau!» B: «Tschau!» – Alsdann wollen wir fest darauf vertrauen, es werde unseren Telefonhörchern nicht einfallen, sich in ihrer Aufgabe von den Tümmelforschern assistieren zu lassen, die der Delphin-Sprache auf der Spur sind. Sonst können wir das Telefon in Zukunft nur noch als Wecker benutzen.
Robert Da Caba

